

## Zur Sittengeschichte in Steiermark.

Von Landesarchiv-Director v. Zahn.

### 1. Aus der Familienchronik der von Steinach.

In dem Besitze einer vornehmen alten Dame zu Graz wurden vor einigen Jahren einige Bände alter Schriften entdeckt. Die Dame erklärte sie für unbrauchbar, weil unleserlich; sie sei schon nahe daran gewesen, sie in's Feuer zu werfen. Der Entdecker erwarb die Bände, und sie erwiesen sich nicht nur als recht leserlich, sondern auch als sehr brauchbar. Sie enthielten die Familienchronik des gräflichen Hauses von Steinach, ein Band für sich das Leben und die Erfahrungen Wolf Andreas', alle versehen mit mehr oder weniger gelungenen Abbildungen von Wappen, Schlössern u. dgl., und meist von der Hand des Genannten selber.

So hatte der Zufall uns Aufschreibungen erhalten aus einem Berichtsgebiete, auf welchem Steiermark leider sehr arm ist, und aus einer Zeit, die als solche der Bewegung mehr erzählen konnte, auch sonst uns vielfach näher geht, als etwa das 17. oder 18. Jahrhundert.

Wolf Andreas ist aber nicht so mitten drinnen im Leben gestanden, wie seine Vettern von Windischgrätz und sein Pathe Hanns Friedrich Freiherr Hoffmann. Er hat bei guter Gelegenheit und in jungen Jahren Vieles in der weiten Welt gesehen. Dann jedoch ist er in sein angestammtes Nest heimgekehrt, hat geheiratet und seine Zeit mit Oekonomie und geschichtlichen Studien über seine Familie und Umgebung verbracht. Man erfährt also aus ihm nichts über die offenen oder geheimen Triebfedern der Adelpartei, davon eben eine sein Herr Pathe

gewesen. Auch findet er, obwohl Protestant, über den Umschwung seit 1598, der seiner Confession den Tod brachte, nichts zu bemerken. Er starb auch zu früh, um durch das Mandat von 1628 noch berümt zu werden, und sich entscheiden zu müssen, ob er als Protestant gehen oder als Katholik den Stammsitz der Familie fortbehalten wollte. Es ist zu vermuten, dass seine friedlich dilettirende Natur in ihrer Liebe zur Heimat und zu Büchern das Letztere gewählt hätte. Eben deshalb wol begegnen wir ihm auch nicht im Landtage, wahrscheinlich aber auch, weil er dem Ensthaler Adel angehörte, der in gesonderter Verfassung von jeher sich vom märkischen unterschied, und er auch keinen Grundbesitz in der Mark hatte.

Aber sonst geleitet er prächtig in's Leben eines jungen Edelmannes ein, in dessen Erziehung und bescheidenes Streben. Und was er aus der Umgebung sowol über Personen, als Orte und die Zeit anführt, gibt köstliche Details. Man wüsste nicht, wo anders solche für hierlands zu finden. Die Anlage seiner Chronik lässt auch schwer anderes als Notizen zu. Er verzeichnet die Urkunden und fügt, wo sie Anregung aus seinem Wissen begegnen, Glossen bei, wie in ungebundener, springender Unterhaltung. Nur seine Pagenreise nach Constantinopel ist eine durchgeführte Arbeit. Die Beschreibung seiner zweiten Fahrt dieser Art nach Prag wurde ihm auf der Rückreise aus dem Koffer gestohlen. Sein Ausdruck darüber ist etwas unklar. Dafür hat Böhmen, das ihm ein Manuscript genommen, ein anderes erhalten. Denn in der Bibliothek im Kloster Strahow zu Prag befindet sich ein Buch der Chroniken seiner Hand und seiner Zusammenstellung, beendet 1595. Darin ist die Kärntner Chronik des Pfarrers Jak. Unrest, die österreichische des Matth. Hagen und Einiges an Admonter Memorabilien und an Verfassungsurkunden der Lande Steiermark und Kärnten enthalten. Endlich erwähnt er selbst noch seine Beschreibung einer Reise nach Innsbruck mit Fortsetzung nach München und Augsburg, die ihm hundert Gulden gekostet. Allein diese Aufschreibung ist so wie die Prager verloren.

Man sieht, er benützt die Zeit und verwendet die Eindrücke.

Die Familie der von Steinach ist eine altensthalerische. Sie sitzt — jetzt aber freilich schon lange nicht mehr, obgleich der Familienname noch existirt — zu Steinach ob Lietzen, das auch Steinern und in ältester Zeit Gruscheren genannt wurde. Das sehr ärmliche Dorf streckt sich über einen mit grossem Gerölle und Felsenbrocken besäten Hang und neben ihm geht eine Risse abwärts, die heute zwar eingedämmt, Mengen von Steinen nach Sturmwettern herabgeworfen und herumgestreut haben mag. Daher auch der Name. Gegen 1600 bestanden in dem Dörflein zwei Schlösser, ein adeliger Ansitz und die Erinnerung an die älteste Veste, einen einfachen quadratischen Thurm. Diesen haben die Söldner Erzbischofs Rudolf von Salzburg 1288 im Kriege mit Herzog Albrecht genommen, ausgebrannt und gebrochen. Nur mehr alte Leute in Wolf Andreas' Jugendzeit wollten noch seine Spuren gesehen haben. Auf der Höhe stand der zweite Bau oder Ober-Steinach: heute sind vom Thurme nur mehr Kanten erhalten, und im Wohnhause unterhalb, das etwa dem 17. Jahrhundert angehört, wohnt ein Rattenkönig von Leutchen der ärmsten Sorte. Etwas nach Westen und abwärts hatte die immer zahlreicher gewordene Familie Unter-Steinach erbaut, eine starke Anlage im Geviert, heute ein Mittelding zwischen Burg und Cottage, sehr verkleinert, aber bequem für den egyptischen Gastwirth, der dort Sommerfrische hält. Endlich ist der Adelsitz Mitter-Steinach, anfangs ein Hof, den aber die Steinacher um die Mitte des 16. Jahrhunderts befreien und als Gült einem Caspar von Zedlitz zur Mauer in Mitgift zu Judith, der Tochter Sebastians von Steinach, geben. Als der Topograph Georg Matth. Vischer (1680) sein berühmtes Schlösserbuch von Steiermark arbeitete, befand sich nur Unter-Steinach noch im Besitze der Familie. Alles Andere gehörte den Grafen von Saurau. Das Bescheidenste der Schlösser ist Ersteres; in die Zeichnung der übrigen Zwei legte aber Vischer allen Stolz des Aussehens, das dem gräflichen Eigen-

thümer entsprechen sollte. Auf der alten Heimstätte der Küchen- und Rentmeister der Herzoge von Steiermark für das Ensthal prangten dann Fremde aus der Mark, die noch im Herrendienste sich nährten, als die Steinacher gleich freien Leuten ihren eigenen Grund bewirthschafteten.

Das Geschlecht gehörte aber zu jenen, die zwar lange leben, doch mit Geld und Gut kurz gebunden sind. Sie haben es nie zu annähernd erheblichem Reichthum gebracht. In der Zeit des allgemeinen Aufschwunges, d. h. im 16. Jahrhundert, schien eine Zeitlang, als wollte sich das zum Besseren wenden. Aber es hielt nicht an; die Familie war zu gross, der Besitz zu klein, und fast wäre es bei ihm so gekommen, wie auf der Burg Georgs von Ehingen, auf der vier Lehensfamilien mit geradeaus 100 Kindern sassen.

Der erste Genannte des Geschlechtes ist ein Hiltegrim, und von ihm ab wird der Name bis in das 14. Jahrhundert ständig. Nur muss man ihn aus Greimel, wie bei den Gallern die Otakare aus Ackerl zu finden wissen. Der Erbfehler, dass am unrechten Platze ihrer zu viele waren, machte sich schon früh geltend; daher wussten sie auch sichere Pflegschaften bei der Kirche zu gewinnen, was adeligem Volke gerne vorbehalten wurde. So hatte der dritte Hiltegrim 1288 von Admonts wegen die Burg Statteneck inne. Aber diese warfen ihm die Salzburger gleich wie seinen heimatlichen Thurm zu Steinach nieder. Später finden wir sie als Pfleger zu Gallenstein, Richter zu Admont, Verwalter der Propstei, und lagen sie überhaupt diesem Kloster hübsch an. Einer ihrer Sippe, Leonhard, war 1492–1501 sogar Abt. Wenige Jahre nach ihm standen zwei Steinacher gegen einander, als es die Beibehaltung oder Absetzung des Abtes Michael Griesauer galt. Und um 1530 sind ihrer drei derselben Gläubiger des Stiftes für beinahe 13.000 Pfund Pfennige, und kaufen ihm Güter ab für 3000. Auch anderer Herren Dienste, aber immer „in der Gegend“ suchen sie: „Christoph war Kaiser Fridrichen des dritten Edelknab, auch vor der Belagerung zu Gendt in Flandern bei im gewest“; der amtierte später als Landpfleger

zu Wolkenstein. Georg, der für den Abt Michael in Admont eingetreten, aber unter dem Nachfolger etwa nicht viel Anklang fand, ging als Pfleger von Haus im Ensthal in salzburgische Dienste. Unseres Memoiristen Grossvater Andreas versah 1541 die Landpflege von Wolkenstein für „den grossen Baron“, Freiherrn Hans Hoffmann, der Pfandinhaber des Landgerichtes war; seine Schwiegertochter diente vor ihrer Ehe bei der Gemahlin des Freiherrn als „adeliche Junkhfrau“, und so auch deren Tochter Dorothea bei der Gattin des Joh. Adam, der ihm auch die Hochzeit mit Hans von Rödern bezahlte. Und des Memoiristen Vater Wolf, „ein frischer, hurtiger Gesell“, hatte bei den böhmischen Herren von Rosenberg, und knapp vor seiner Ehe noch bei dem Grafen von Ortenburg gedient.

Solche persönliche Verwendung ging durchaus nicht gegen den adeligen Strich. Es dürfte wenige unserer vornehmsten Familien im Lande geben, deren Ahnen zu gewisser Zeit nicht auch diese Stufe überstiegen hätten. Freilich konnte Einer gelegentlich auch hämische Reden erfahren. Wolf Andreas selber kam in die Lage, und daran denkt er, als er sein Familienarchiv durchmustert, und seinen Ahnen Hiltegrim um 1303 als „Herrn“ bezeichnet findet. Und dann sagt er, damals hätte der Titel noch was bedeutet, aber er führe das nicht aus Hochmuth an, „sondern zu refusiren maniches bös. Maul und wider verächtlich Reden, als mir an einem Orth beschechen, welches mich dann bewegt, zurückzusehen und in brieflichen Urkunden dies und anderes zu inquiren, damit auch ein armer Gesell neben eines andern hinkhumen möge.“

Aber auch in Feld und Waffen führt er seine Ahnen vor, so weit er Nachricht hat. So ist, sagt er, Paul von Ober-Steinach 1529 bei der Belagerung von Wien durch die Türken „under Herrn Abel von Holneckh des steierischen Fuessvolckhs Fendrich gewest und hat ein griens und weisses Fendlein gefüert, welches Fendlein aber von dem Gsindl (von Khnechten, Diernen oder andern znichtigen Leuten in einem Camer ligundt) im Oberrn Stainach alles zerrissen und der Tafant vertragen werden. Ich hab aber dennoch das Stangl

pro memoria aufgehebt“. Sein Onkel Veit zog 1566 in's Feld; 1589 namen Hans Ernreich und Hans Georg von Steinach und ihr Vetter Christoph von Zedlitz Dienste im Regimente des Grafen Hieronymus von Lodron für Portugal, kamen aber vom halben Wege wieder, da Alles sich zerschlug, aber 1590 war Hans Ernreich doch in Georg Paradeisers Fähnlein getreten, „als einer vom Adel und gefreiter Soldat“, kehrte aber diessmal nicht wieder, sondern starb zu Narbonne mit 23 Jahren.

Mit Liebe und Stolz spricht er auch von den Frauen seines Hauses. Seine Grossmutter Dorothe, geb. v. Mosheim, „hat ein sonderlich Lob und Preyss der Heuslichkeit für menigklich getragen“; seine Mutter Elisabeth, „hat bei menigklich, Gott sei Danckh gesagt, ein sölich Lob verlassen, das sich noch Andere weiter daran zu spiegeln, und ich mich als ihr erstes Khindt und Sohn neben meinem Brudern Hans Georgen zu erfreuen habe“. Seine Muhme Elisabeth, eine (in zweiter Ehe) verhelichte von Presing „ist ein schönes, zimlich lang und rannes Weib gewesen, und zu Grätz einmal auf einem Tanz von einer hohen Person für die Schönste in Obersteier erkhent worden“. Und so ist ihm die Eine eine gute alte Matrone, „die nicht ein Huendl beleidiget hette“, und die Andere steht ihm hoch, weil sie, obgleich ein schönes und beehrtes Weib, ihren Kindern zuliebe Witwe bleibt.

Die ganze Familie war, soweit wir sehen können, protestantisch. Die Uebertritte geschahen damals nicht etwa so, wie man sie heute fordern würde. Das machte sich Alles von selbst; man blieb aus der Kirche aus, und suchte dafür den Prädicanten auf, oder liess ihn kommen; man benutzte keine katholische Hilfe mehr bei den Sacramenten, und verweigerte auch gelegentlich der Kirche den Zins von Pachtgütern, als zuwider dem neuen Glauben, behielt aber die Güter. Es war eben nur ein Kaltstellen der katholischen Functionäre und ein gänzliches Nichtbeachten ihrer vorgeschriebenen Functionen. Der zuerst in neuer Weise taufen liess, war des Memoiristen Oheim Jakob (1561) und zwar in dem erzbischöflichen Lehen-

schlosse Polheim ob Leibnitz. Die protestantische Taufe wurde als „teutsche“ bezeichnet; fast alle anderen Kinder kamen zu Gstad, auf der admontischen Propstei, zur Welt, und wurden von Prädicanten der Umgebung dort auch getauft. Bei der heiligen Handlung an dem oben erwähnten Hans Ernreich fungirte Pfarrer Schröfel von Gröbming, und Abt Valentin von Admont stand Pathe! Ob wol die erzherzogliche Familie zu Graz von derlei stillen Umwälzungen unterrichtet war? Es scheint nicht. Denn 1573 kam das erzherzogliche Paar nach Stainach, in der Gegend zu jagen. Die Fürstin sah, dass die Stunde der (2.) Frau Herrn Jakobs sehr nahe sei, und „hat sich vermerckhen lassen, da die Frau niderkhumb vnd ein Tochter gebäre, wolte sie auf Ansprechen die aus der Tauf heben“. Nun war grosse Verlegenheit, „Weillen sie aber gleich auf dem Gejaidt gewest, hat Herr Jakob dise (Tochter) Sabinam fluchs tauffen lassen, besorgent, da die Fürstin vom Gejaidt khäme, und die Tochter aus der Tauff hebete, dass sie auf bäbstisch muesst getaufft werden“.

Dieser Religionszwist zerriss oft die Familienbände im Leben, und verbot die Gemeinsamkeit im ewigen Schlafe auch nach dem Tode, wenn der fungirende Priester nur nach katholischem Ritus vorgehen, und der Verstorbene auch jetzt diesen nicht ertragen wollte. So geschah es bei Wolf Andreas' Oheim Veit, der, wie sonst die von Steinach, in die Felsenkirche Pürg zur Ruhe zu bringen war. Der dortige Pfarrer ging nicht von seiner Forderung ab, die Ceremonie „bäbstisch“ vorzunehmen, und für den Fall hatte Veit verzichtet, bei seinen Ahnen zu ruhen. Er wurde nach Gröbming gebracht, wo unter Admonter Schutz nichts im Wege stand. Die Gruft zu Pürg hatte (und hat noch?) die Eigenthümlichkeit, wie so oft bei Felsengräbern der Fall, die Leichen blos vertrocknen zu lassen. Einen solchen Beleg bringt Wolf Andreas für seine Cousine bei, Frau Judith von Zedlitz. Diese starb 1571, und als 18 Jahre später ihr Gatte beigesetzt wurde, fand man „sie noch ganz unverserter, obgleich wol die Kleider als ein Staub zerfallen, doch ihr corpus gleichsam als ein Holz ausgedort

gewest, welchen dan ihr Sohn Conrad mit saubere Leilachen wider einmachen lassen. Also sein auch die seiden Zöpf und was sonst Seiden gewest, noch unverfault erschienen“. Um den Gatten unterzubringen, legte man die Mumie der Frau indessen ausserhalb der Gruft hin, und da „hat Herr Hans Adam Hoffman Freiherr ihr vermachte Leich mit einem Fuess aufgehebt und wider fallen lassen, hat es nit anderst als wie ein Holz gedönnet“.

Unser Memoirist war das erste Kind Wolfs von Steinach, aus der ersten Ehe desselben mit Elisabeth, Tochter Konrad Hohenburgers von Pranck, von welchem das hübsche Schlässchen Hohenburg bei Ligist herrürt. Die Ehe fand 1562 statt, und 1563 kam Wolf Andreas zur Welt, und zwar auf dem Schlosse Unter-Steinach. Seine Pathen waren Hans Fridrich Freiherr Hofmann und dessen Gemalin Elisabeth, geb. Freiin von Windischgrätz. Er hatte sieben Geschwister, aber mit Ausnahme eines zweibändigen und eines einbändigen Bruders, starben die anderen sämtlich in frühester Kindheit.

Mit neun Jahren kam er in die Schule. Da bestand denn bei den Landedelleuten die Gewohnheit, ihre Söhne nach auswärts zu guten Lehrern in Kost und Wohnung zu schicken. So kam Wolf Andreas' Onkel Veit 1534 nach Ips in Niederösterreich, wo der Bürger- und Schulmeister Balthasar Maus ein Kost- und Schulhaus für adelige Jugend hielt, und 1539 nach Rotenmann. Sein Bruder Jakob ward nach Kärnten geschickt; dort unterhielt die Landschaft einen sogenannten „Edelkhnaben-Präceptor“ in Michael Renner. Später zog er nach Padua. Veits Sohn Hans Fridrich, später Erbauer des lieblichen Schlosses Friedstein, ging bereits für 25 fl. — jährlich an Kost und Unterricht nach Oeblarn zu Prediger Martin Waldner. Später finden wir dort auch Hans Ernreich, Sohn Jakobs, bei Prediger Dionys Widermann, und auch Christoph Praunfalk von Irnding hatte seinen Sohn dorthin gegeben. Hans Jakob, ein anderer Sohn Jakobs, kam nach Stadt Steier zu Magister Georg Moriz aus Nürnberg, und ebenso nach Absolvirung des Curses in Oeblarn, der erwänte Hans Ernreich, und 1575 auch unseres Memoiristen Bruder Hans Georg.

Es scheint in dem Dörflein Oeblarn für die Protestanten eine private, sogen. Normalschule, in Steier aber eine Mittelschule bestanden zu haben. Wolf Andreas frequentirte Beide. In Letzterer, wo er von 1575—1579 blieb, hat er in der 1. Classe Wilh. Clausner, in der 2. und 3. Andreas Rhenman, und in der 4. Zacharias Zwecker zum Lehrer, „ein gelerter Mann“, sagt er von diesem, „der mich gar lieb gehabt“. Das Jahr 1580 brachte ihn nach Graz, wo sein Oheim Jakob ständischer Verordneter war, an die sogen. Landschaftsschule, doch nur auf Besuch und Auskunft. Daheim übt er noch, und 1581 bezieht der Knabe die Landschaftsschule für ein Jahr und die 4. Classe, mit den Lehrern Haidenreich, Cressius, Gg. Langius, Corvinus und Hieron. Peristerius.

Da stirbt 1582 sein Vater im Februar, und schon im Mai verlässt der Jüngling die Heimat, „in der Frembt was zu suchen“.

Es zieht ihn zuerst nach Innsbruck. Zu Pferd, und einen Lakai hinter sich, tritt er die Reise an. Zu Innsbruck befindet sich auch sein Landesherr, als Gast bei der Hochzeit Erzherzog Ferdinands mit der Prinzessin von Mantua. Es scheint nicht, dass unser „armer Gesell“ sich Erzherzog Karl vorgestellt habe; indess machte er sich mit den Edelknaben bekannt, und hat „durch dero Präceptor Hilf mit ihnen puschirt und Unterschleif gehabt und mit inen allzeit gessen sambt dem Lagger“. So war für Herrn und Diener und Pferd ein billig Reiten. Im Gefolge des Erzherzogs, aber als blinder Passagier, zieht er mit nach München und bleibt zwei Wochen dort, geht mit nach Augsburg und über München nach Wasserburg, wo die ganze Gesellschaft auf Plätten nach Linz sich einschiffet, um endlich wieder im Ensthal von Steinach aus zu jagen. Zu Lande durfte er in der Kutsche fahren, welche ein ungarischer Cavalier sammt den Pferden Erzherzog Karl zu Augsburg präsentirt hatte. Es ist Schade, dass seine Reisebeschreibung uns verloren ging. Das junge Blut wusste die Gelegenheit beim Kopfe zu fassen, und weiss sonst frisch zu erzählen.

Das belegt seine Pagenfahrt nach Constantinopel. Zu der verhalf ihm sein Oheim Sigmund von Hohenburg, Kammer-

herr der Erzherzoge Mathias und Maximilian. Wolf Andreas besuchte eben den Oheim Konrad zu Prank, als das Schreiben dessen Bruders Sigmund eintraf, er habe für den Neffen eine Edelknabenstelle bei dem Botschafter Paul von Eitzing Frh. der nächstens in den Orient ginge, ausgewirkt. Das war Ende Mai 1583. Wolf Andreas eilt nun schnell nach Graz, das Rechtsgeschäft, das ihn auf den Weg gebracht, bei der Schranne einzugeben, sendet mittels Boten an Oheim Sigmund die Zusage, eilt heim nach Pichlern (gegenüber Steinach), packt seine Reisehabe und fort nach Bruck. Da ist Postverbindung hergestellt, die ihn in anderthalb Tagen nach Wien liefert, wo er „beim schwarzen Elephanten“ nahe dem Rotenturm absteigt. Er wird als Edelknabe des Gesandten aufgenommen, auf ungarisch equipirt, was er aber wieder ersetzen muss. „Der Tulman von rothen Atlas aussen, inwendig mit schilchenten Doppeltaffent gefüedert gewesst, der Mäntan aber aussen mit geweckhleten rothen Damaskh, inwendig sittichgrien, Doppeltaffent durchaus und mit seiden und gulden Schlingen, schwarzsamate Hauben mit einer gulden Schnuer, seidene Strümpf, was für Farb oder Zeug Einem oder Anderen gefallen“. Das war die Galla; sonst bestand die „Liberea“ in ziegelfarbenem Tuhe. Allein die Abreise verzieht sich in die 7 Wochen, und indessen studiert Wolf Andreas „beim schwarzen Elephanten“ die Geschichte von Niederösterreich und der Türckei.

Die Gesandtschaft begleiteten acht Herren auf ihre Kosten — nur die Tafel hatten sie beim Botschafter und wol auch die Wohnung. Unter ihnen befanden sich ein Graf von Oettingen, ein Herr von Quitzow aus Mecklenburg, dann sieben junge Böhmen, Tiroler, Sachsen und Oesterreicher. Adelige mit einem Hofmeister dienten als Aufwärter. Zu ihnen gehörte Wolf Andreas. Der Botschafter hatte für sich vier Pagen. Der Lackai desselben, Hans List, dem es unter den Türcken so gefiel, dass er durchaus übertreten wollte, musste von Constantinopel in Eisen heimgeschickt werden. Ausserdem bildeten 2 Köche und 2 Küchenjungen, 1 Tafeldecker, 1 Dolmetsch, 1 Apotheker, 1 Barbier, 1 Einkäufer und noch etliche Personen

ohne Stellungsangabe das Gefolge, zuletzt ein Hofnarr, der dem „Hern Abgesandten und Allen annemblich und lieb gewest“. Die Gefährte bestand aus 13 Kutschen und einem Packwagen des Gesandten. Die Hineinreise trug vertragsmässig der Sultan, der die Botschaft auch sechs Wochen kostenfrei hielt, die Heimkehr belastete den Kaiser.

Die Fahrt ging über Ofen, wo man sich für Peterwardein einschiffte, dann ging es wieder zu Lande über Nisch, Sophia und Philippopel nach Stambul. Von Allem, was er gesehen, weiss Wolf Andreas recht gut zu erzählen, und um Manches recht klar zu machen, gibt er Zeichnungen und Malereien bei. <sup>1)</sup>

Die Gesandtschaft sollte zugleich den früheren Gesandten, Frh. Friedr. Breuner, ablösen. Den hatte aber kurz vor der Rückkehr der Schlag getroffen, und so war die Heimreise gleich einem Leichenconduct. Man nam auch etliche arme Gefangene unter dem Scheine, als seien sie des Verstorbenen Diener gewesen, mit in's Gefolge. Aber den „Wagen voll gefangenes ungarisches Frauenzimmer“, den man vor Constantinopel traf, konnte man freilich nicht mitnemen. Am 1. November ging es fort, und im Jän. 1584 erfolgte der Einzug in Wien. Wolf Andreas bemerkt, die Fahrt habe ihn an 500 fl. gekostet.

Allein noch hatte er keine Rast in der Heimat. Noch im selben J. tritt er in die Dienste des Frh. Ferdinand Hofmann zu Steier, der ihn nach Prag mitnimmt und ihm eine Hofstellung mit 20 fl. Monatgehalt verschafft. Zwei J. aber bleibt er noch in des Freiherrn Diensten.

Um diese Zeit tritt sein und Anderer Wunsch für ihn heran, eine Häuslichkeit zu gründen.

Zuerst trug ihm Freund Ernreich von Saurau vertraulich eine Dame aus Onolzbach an. Daraus wurde nichts. Er hing zwar mit Jugendliebe an seiner Cousine Judith, der Tochter Veits von Steinach, der später auch im unteren Schlosse sass. „In unserer Jugend“, sagt Wolf Andreas, „hab ich und

<sup>1)</sup> Die Reisebeschreibung ist abgedr. in den „Steierm. Gesch.-Bl.“ 1881, 193 u. ff.

dise mein liebe Maimb als Kinder fest an einander geliebt und (sein) gern bei einander gewest.“ Aber Judith war nicht nur 2 Jahre älter, sondern ihr Vetter trieb sich noch ohne festen Sinn bei hohen Herren herum, und während er in Prag bei Hofe sich zeigte, heiratete sie Hans von Teufenbach, starb jedoch schon im nächsten Jahre oder anfangs 1586 im Kindbette.

Als er der Hochzeit seines Vetters Hans Jakob mit Susanna von Kolnitz zu Ober-Steinach (1586, 14. Sept.) beivonte, lernte er seine erste Frau, Sophie Harter kennen, die Tochter eines kleinen Edelmannes vom Ansitze Stein, knapp vor der Mündung des Selkgrabens in das Ensthal. Die Verlobung findet 1588 im Jänner, die Trauung im Juni, und zwar im Jakobischen Tracte in Untersteinach statt, „mit Rhue, Fröhlichkeit und Vertraulichkeit“. Sie schenkt ihm acht Kinder, mit Ausnahme des zweiten, Wolf Sigmund, lauter Mädchen. Seine zweite Frau — da Sophie 1599 im Kindbette starb — ward Esther, Tochter Christophs Praunfalk, anfänglich Salzbeamten zu Aussee, dann bescheidenen Gutsbesitzers im Ensthale. Von ihr hatte er keine Nachkommen.

Zu seinen historischen Studien mögen ihn ausser seiner Anlage noch seine Lehrer geführt haben. Sieben Jahre hindurch hatte er sich die Welt besehen, aber immer mit der Absicht, nichts aus der Erinnerung kommen zu lassen. Jede seiner Reisen ist gebucht, und als er heimkehrt, da macht er sich erst recht an das Familienarchiv, und lässt sich erzählen. Auch in der Umgebung des Ensthales, in Kirchdorf und Traunkirchen, sucht er nach Gedenksteinen und Aehnlichem seiner Vorfahren. Seine blos kurz hingeworfenen Bemerkungen tragen das Gepräge grosser Natürlichkeit, und gegenüber dem Fürstenhause, ganz anders wie die Manier damals zu Graz gewesen, grosser Ehrfurcht. Als er an einer Stelle Erzherzog Karl's Geburtstag verzeichnet, setzt er „Carole salve!“ und „Carole vale!“, als er dessen Tod notirt. Er erzählt, wie er diesen am 27. Jänn. 1590 bei der Hochzeit seines Vetters Hans Friedrich mit Katharina von Racknitz im Landhause gesehen,

sehr leidend, und wie leid es ihm gethan, der Beisetzung des Fürsten in Seckau nicht beiwonen zu können, allein er getraute sich nicht sein hochschwangeres Weib zu verlassen.

Seine Notizen gehen nicht weit zurück, weil ihm eben eine Chronik, und besonders alte Briefschaften fehlen. Demungeachtet findet er da und dort etwas, und bewart es wie ein Korn.

So vom Bauernkriege von 1525.

Die Aufständler plünderten Gstad und Ausseer Knappen und Unterthanen machten sich über Unter-Steinach her, räumten es aus, und liessen sogar die Teiche ab. Andreas, unseres Memoiristen Grossvater, wollte Ersatz von der Gemeinde Aussee. Diese aber lehnte begreiflich alle Verantwortung ab. Der Knappenhauptmann Rastl habe selber wiederholt verlangt, dass sie 200 Mann zum grossen Haufen liefere, sonst würde er ihnen kommen. Und in dieser „Zwangsal“ mussten sie ihm allerdings eine Anzahl Knechte schicken; diese wieder waren von Rastl gezwungen, beim Steinacher Pfleger Requisitionen einzutreiben, sonst würde er sie als Feinde behandeln. — Die von Oeblarn thaten, gutwillig oder nicht, auch mit, und so wie alle aufständischen Dörfer, sollten sie nun auch ihre Glocke verlieren. Um sie zu retten, verkauften sie das Messnergut zu Rattig an Andreas von Steinach.

Dieser zog 1532 gegen die Türcken, die vor Wien zu rücken Miene machten, und von ihm und dieser Reise hatte sich Wolf Andreas noch die Briefe erhalten. Von Gallenstein meldete er, dass um Waidhofen Alles verbrannt worden, und als er mit seiner Gesellschaft am 9. September nach Steier abging, trafen sie ausserhalb Altenmarkt auf die Türcken und zersprengten sie. Weyer fanden sie ausgebrannt, aber trotzdem noch die Landsknechte in der Wehre. Heim schrieb er, seine Frau solle, wenn sie glaube, 24 Knechte und Bauern zur Vertheidigung von Unter-Steinach aufnehmen, selber aber nach Strechau oder Wolkenstein fliehen. Er ging zum Könige nach Linz. Dann kam wieder Nachricht, der Sultan marschire auf Graz. Jetzt kehrt der Zuzug um, und in einem Tage

marschirt er von Gallenstein nach Leoben. Hier aber lief sichere Kunde ein, die Türcken hätten nicht nur Wien nicht angegangen, sondern auch Steiermark flüchtig bloß durchzogen und geräumt.

Aus 1581 liegt ein Brief seines Oheims Jakob, des ständischen Verordneten, vor, „von des wesenten scharffen Landtags Beschaffenheit wegen der Religion“. Erzherzog Karl habe trotz zweimaligen Fussfalles der Ständeherrn „und allerlei gebrauchter Mittel“ sein Vorhaben nicht aufgegeben, dem Bürger- und Bauernstande Religionsfreiheit zu verweigern. Später, fügt Wolf Andreas bei, liess der Erzherzog doch Alles beim Alten.

Von der unglücklichen Schlacht bei Sisseck (19. Juli 1592) liegt ein ziemlich ausführlicher Bericht vor. Das Fussvolk wurde von den Türcken über den Haufen geworfen und die steirische Reiterei ergriff die Flucht. Mit ihr salvirte sich auch des Memoiristen Bruder Hans Georg. „Doch ward aus den Städtern Herr Christof Zäch zu Lobming neben der Judenburger und Enstaller Fann, welchen Herr Gabriel von Prank geführt, erschossen, ein junger von Sigersdorf gefangen, auch Herr Sebald Haiden zum Dorf, als damals gewester admontischer Rüstmeister, entweder totter oder gefangener hinden blieben.“ Die Steirer verloren ihr ganzes Lager, und wenn unser Landsmann ein abfälliges Urtheil aus Türkenmund niederschreibt, so wollen wir hier damit auch nicht zurückhalten. „Die Unserigen (sind so) elendigklich herwider haimb zogen, dass der Bassa (von Bosna) gesagt, er weiss nicht, hab er Kriegsleuth oder Khauffleuth geschlagen.“

In der Darstellung der Schlösser und Schlossantheile mag Wolf Andreas sehr bewandert gewesen sein; allein für uns mangelt es an Klarheit. Da ist von einem Neuhause, alten Stocke, obern Stocke die Rede, und da kreuzen sich die Ansprüche der Vettern mit denen der Angeheirateten, der Zedlitz, Narringer, aber am Ende wird so viel ersichtlich, dass die Stainacher Ober-Stainach ganz aufgeben. Denn Hans Jakob verkauft es an Leopold Grafenauer von Oberndorf um 27.000 fl. und kehrt der Heimat den Rücken. Er ist ein

heftiger Protestant und räumt den Platz. Er wandert nach Neuburg a. d. Donau und wird dort pfalzgräflicher Rath. Seine Linie scheint daselbst einige Dauer gehabt zu haben. Mitter-Steinach, erst seit 1563 als Adelssitz gegründet, bleibt bei den Zedlitz bis 1659, wo es Graf Karl Friedrich von Welsersheim zu Gumpenstein und Falkenburg kauft. Unter-Steinach allein fristet noch im alten Geschlechte, aber auch nicht zu lange. Es soll theilweise hübsche Fresken gehabt haben, „gar auf altvatterisch, Hundt und Hirschen, bei einer Ausladen (Ercker); so sein auch an der alten Auslad des alten Stock vier Ritter, als s. Georius, s. Sebastianus, s. Florianus und s. Rochus gemalt, und daneben stehen zwen gemalte Schilt, die beede Steinhaufen haben und steinacherisch sindt.“

Ein weiterer Besitz der Familie war Pichlern, oder Pichling, nächst Irdning. Diesen Edelmannssitz kaufte die Grossmutter unseres Memoiristen 1551 von Gandolf von Kainach, Wolf Andreas baute davon 1591 das neue „Stöckel“ und die zwei Rundellen, und führte den Bau ein wälscher Maurer aus für 1300 fl. Später ging das Schösschen an Wolf Andreas' einbändigen Bruder Veit Rudolf, und 1666 durch Heirat seiner Enkelin Maria Regina an den Grafen Karl Fridrich von Welsersheim über. Ungefähr zur selben Zeit erwarben auch die Grafen von Saurau Ober- und Mitter-Steinach, und es bedurfte erst der Untersuchung, wo in der Gegend und im Lande die Reste des Geschlechtes ihren Wohnsitz genommen.

Von dem alten Glanze lebte um 1600 nur ein Stück in Hans Fridrich auf, einem Sohne Veits. Derselbe machte in Katharina von Racknitz eine reiche Heirat, trat seinen Antheil an Unter-Steinach Wolf Andreas ab, und baute ungefähr um 1598 nächst Niederhofen auf einem waldschattigen Felsen ein neues Schloss. Dazu halfen ihm noch die Mittel seiner zweiten Frau, einer gebornen von Rödern zu Perg in Oberösterreich. Wolf Andreas sagt davon: „Herr Hans Fridrich fing an das neue Gschloss zu Niderhofen von grünem Wasen oder von Grundt auf zu pauen, besonders

erstlich die Zargen (Wehrmauern) und einen Keller zu seinen Weinen.“ Allein seiner zweiten Gemalin that die Ensthaler Luft nicht wol, und so ging er mit ihr nach Steier. Dort stürzte im Schlafzimmer die Decke über ihnen ein: er sprang aus dem Bette und blieb unverletzt, die Frau war vor Schreck regungslos und wurde erschlagen. Darauf zog er in's Ensthal heim, und hat dort „im Gepeu des neuen Schloss fortgefaren und (es) gar polito und schön zuegericht, wie es dann noch bis zu End des 1613. Jars noch nicht völlig fertig. Ist ein schöns, wol accomodierts und zierlich Haus, italianate gebaut, und thuet nicht wenig gescheen.“ Da es auch heute noch (im Besitze des Fürsten von Hohenlohe) fast ganz so erhalten ist, wie es gebaut worden, lässt sich das Urtheil leicht bekräftigen.

Hören wir ihn für die Umgebung ab. Da sind topographisch-historische Notizen von unläugbarem Werthe, die uns bei dem Wechsel der Ortsnamen alte Zeiten aufschliessen.

Man sucht bei Gröbming ein Schloss Tanneck und findet nur Mosheim, das auch als Thurnfeld eingetragen ist. Und unser Landeskenner erklärt, „s. Michel ist gewesen das alte Kirchel zu Tanneckh, oder derselbige Sitz, so dem von Chiemsee Bischofen zuegehört. So habens auch die Tanpekhen innen gehabt. Als aber die von Moshaimb (es) bekhumen, ist's Tanneckh genendt worden.“ Das lenkt zurück auf die s. Michälsburg im Ensthale, eine der ältesten Schöpfungen der salzburgischen Einwanderer.

Ueber das wenig abwärts liegende Gut am Stein belehrt er, dass es „vor Alters Fraustein“ geheissen, und er ist der Einzige, der die Erklärung des uralten Ortsnamens Gruscharn auf rechte Wege weist. „Grauschern hiess vor alten Jaren das Dorf, so jetzo der Geschlösser halb allenthalben Steinach genannt wirdet.“ An anderem Orte zeigt er uns Bäder an, von denen nur Eines heute noch in bescheidenem Masse in Besuch steht, nämlich Wolkenstein, das „hat vill Schwöbl“. Donnersbach war noch zu Ende des 17. Jahrhunderts nicht unbeliebt; es bringt bei Sand und Stein „aus Noth“. Wolf

Andreas weiss um 1590 sogar eine in Chemie erfahrene Frau Rabl zu nennen, welche dieses Wasser untersuchte und „zimbligh Schwöbl“ fand, „und Salpeter mit zimblighen Kupfer vermischt, dient zu Sandt und Stein. Bei Kupfer ist auch gemeinklich Gold“. Ein drittes Bad „in der Leserau“ scheint verschollen; auch das hat Frau Rabl geprüft, und „vill Alaun und (ein) wenig Eisen“ gefunden.

Wolf Andreas starb 1615 zu Unter-Stainach. Sein Buch ist nicht fortgeführt worden. Es repräsentirte doch noch eine Zeit von Wolstand, und der ging dahin. Man sieht aber in trüben Tagen nicht gerne in Blätter, die von verklungenen fröhlichen sprechen. Von seinen acht Kindern starben vier ganz jung; über zwei Töchter fehlt alle Auskunft. Der Sohn Wolf Sigmund muss wol 1629 ausgewandert sein, denn um dieses Jahr sehen wir ihn Liegenschaften verkaufen. Seine Schwester Virginia aber war gewiss Exulantin; sie trug die Entfernung von der Heimat nicht lange. In einem ungenannten Flecken zwischen Miltenberg und Frankfurt am Main hat sie geendet. Die Glaubensstärke der Emigranten fand draussen wol dann am meisten Anklang, wenn auch ein hübsches Vermögen sie begleitete. Die Linie seines Vaters starb mit dem Sohne nach Veit Rudolf gänzlich ab, obwol dieser nicht weniger als zwölf Kinder gehabt hatte.

Die späteren von Steinach lebten zuweilen auf Tanneck, zuweilen auch noch — in welcher Eigenschaft ist unbekannt — auf Steinach. Sie gehörten der Jakobischen Linie des 16. Jahrhunderts an. Mit Max Guidobald erlosch das ganze Geschlecht. Er war noch 1741, 23 Jahre vor dem Aussterben, begrabt worden. Durch Adoption aber ist der Name erhalten. Des letzten richtigen Steinacher Schwester Sophie hatte einen Schweizer, Heinrich de Moinsell, gehehlicht, und ihren Sohn Karl adoptirte Graf Max Guidobald (1757), einen Mann von lange nachgerühmter geistiger Begabung.

Die Sesshaftigkeit im Ensthale ist aber mit dem Verkaufe von Donnersbach, dem letzten Sitze des neuen Reises, aufgegeben.

## 2. Inter nos.

In den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“ weist Gustav Freytag eine auffällige Sittenverschlimmerung des deutschen Adels zu Ende des 16. Jahrhunderts nach. Mit der gewöhnlichen Folgenhaftigkeit der Laster währte diese Erscheinung durch eine Reihe von Menschenaltern. Was sie hervorrief, war sicher kein vereinzelter Umstand: Anlagen, Gewonheiten, äussere Einflüsse und geistige Erwägungen mögen zusammengewirkt haben. Es bahnen im menschlichen Körper Krankheiten des Gesamtorganismus zumeist nur langsam sich an, und am Ende verhilft ihnen ein sonst gleichgültiger Anstoss zum Ausbruche. Das Gesellschaftsleben macht darin keine Ausnahme. Das fernste Glied der Kette von Anlässen würde man aber nicht mehr im Jahrhundert des Krankheitsdurchbruches zu suchen haben, sondern in einem früheren. Dann ist aber auch die Summe der wirkenden bösen Kräfte so gross, dass selbst ableitende geistige Strömungen nichts dawider vermögen. Im Gegentheile, der Widerstreit, den solche in der Regel hervorrufen, trägt nur zu leicht nach anderen, nach den krankhaften Richtungen hin. So wird kaum Jemand der Kirchenreform des 16. Jahrhunderts Reinigungsbestreben in moralischer Beziehung absprechen, und doch hat sie jene Verschlimmerung nicht aufzuhalten vermocht, ja, wie begreiflich, hat sie vielmehr die Gesellschaft zerspalten, und die Anlässe zu Streitigkeiten im Laienleben nur vermehren geholfen. Anderseits aber hat auch die katholische Kirche des 17. Jahrhunderts, trotz ihrer Reinigung an den Gliedern, trotz ihrer moralischen Hebung und ihres erstaunlichen Einflusses auf die gesammte Gesellschaft in Steiermark an jenen bösen Verhältnissen gern nichts gebessert. Erst bis die Säfte ersetzt waren, ging auch der Fieberzustand vorüber.

Was wir da meinen, war eine Rassenkrankheit, und zwar der besten Stände. Nicht dass die minderen durchwegs frei gewesen wären, allein bei jenen fällt sie am meisten auf.

Sie hatten doch im Lande ihre Stellung als Träger der Ehre und Sitte, für sich die Pflicht der Schonung ihrer Namen, und den Ernst des Antheiles an der Regierung der Gesamtheit und des Beispiels für diese. Die Symptome der Krankheit traten als tolle Genusssucht und Völlerei, als Rauflust und Gewaltthätigkeit jeder Art zu Tage, in ziffermässiger Stärke, welche eben jede Auffassung als sporadischer Erscheinungen ausschliesst. Befremdend aber sind dieselben in einem Lande namentlich, das weder in Reichthümern hervorragte, noch durch lebhaften Verkehr mit dem Süden und Westen Europas dessen Ueberschäumen und Ueppigkeit angenommen hätte. Im Gegentheile, es hat stets ausser dem Striche des grossen europäischen Lebens gelegen, und seine Adelsgesellschaft war eine stille, im 16. Jahrhunderte noch an Mitteln recht mässig ausgestattete gewesen.

Freytag mag wohl Recht haben, wenn er als wesentliche Ursache der Sittenverschlimmerung des deutschen Adels dessen angeborne Rauflust ansieht, das zu stark ausgebildete Gefühl der Wehrhaftigkeit anderen Nationen, und dann im engeren Kreise dem Nächstbesten gegenüber. Allein der Durst hat auch sein Theil dazu beigetragen, und nicht der einseitige Thatendurst. Auch ist das emporblühende Gefühl der eigenen Höhe, der Privilegirtheit, die Alles rechtfertigt, kaum zu übersehen. Was man Adelsstolz nennt, ist erst mit dem 16. Jahrhunderte in's Kraut geschossen. Dazu rechnen wir die vielfältige Heranziehung des Adels in kriegerischen und anderen Unternehmungen, die Erwägungen aus politischen, religiösen und mercantilen Umwälzungen, und das Alles in verhältnissmässig kurzer Zeit, und es wird eine gewisse Nervosität erklärbar. Und sie ergriff auch mehr als Einen Stand, und mehr als Ein Land. Ein Wunder wäre es gewesen in der Gesellschaft zu stehen und den mächtigen Aenderungen gegenüber Gleichmut zu bewahren. Sehen wir zuvörderst, wie die Dinge sich in Steiermark in dieser Richtung anliessen. Da gab es meist nur Landadel, der nach Neigung und Vermögen auf den Gütern mit dem Bauern sich ganz gut vertrug. Keine

Fürstenresidenz, als eine gelegentliche und noch dazu eine höchst sparsame, sammelte ihn um sich. Von Pracht und vornehmen Alluren keine Rede, aber auch nicht von einem Raubritterthume, dessen Phantasie für gewöhnlich an jeden einsamen alten Thurm sich bindet. Kleine Ueberschwenglichkeiten, zuweilen ein Uebergreif sind einzige Ausnamen. Nur der Durst fasste sie durchgängig. Damit hebt die Sittenklage in Steiermark an, und auf dem Grunde des Bechers lagerten die bösen Geister der Folgezeit. Zuweilen zieht der Adel in Viertelsgruppen in's Feld, aber nur im Lande, gegen Ungarn und Türken. Bloss Einzelne zieht es abenteuerlich in die Ferne. Mit Kaiser Max tritt der Adel ständig in die Landesregierung ein; sein Part davon ist nicht nur beratend, sondern wesentlich die Execution. Und er weiss, dass es darauf ankommt, und dass der Einzelne als Gutsherr etwas bedeutet. Passt ihm etwas nicht, so sind seine Verwandten und Freunde in der Regierung, die ihm bei Hartköpfigkeit nicht leicht wehthun. Seine Bedeutung wächst, als die neuen Habsburger aus Spanien kommen, und der Osten in Bewegung gerät. Mehr als je liegt der Adel jetzt im Felde, und lange Zeit. Das bringt Geld in's Haus, Beute, Türkengefangene und Lösegelder; aber es veredelt keine Sitten, am wenigsten die Kriegslager und der Festungendienst in Croatien und Slavonien. Das Vermögen wächst, aber die Steuern wachsen auch. Man hat das Wollleben in Ungarn und Croatien und gelegentlich sonst in der Fremde kennen gelernt, und will es begreiflich fortsetzen am heimatlichen Herde. Da reicht das Bisherige am Grundeinkommen und der beschränkte Hof nicht aus; der Bauer wird geschraubt und der Hof wird umgebaut. Aus dem Kriege dominirt die Waffe in der Weinstube und auf der Gasse; man rüstet sich, als wollte man stets Feinden aufpassen, und schiesst gelegentlich in den Strassen so gut auf den Andersdenkenden, wie an der Unna oder Kulpa auf Vorposten. Die religiösen Zwiste verbesserten diese streithaften Neigungen durchaus nicht; sie lieferten Anlässe zu Gehässigkeiten, die früher ganz fremd waren. Dem patriarcha-

lischen Mittelalter gegenüber hatte sich die gesellschaftliche Scene ganz und gar verändert.

Die eine schwache Seite im Gesellschaftsleben der Steiermark, der Trunk, ist auch für die nationale Gesamtheit von Freytag betont. Man hatte auch nicht viel Besseres. An sich reich war das Land höchstens an Eisen; mit Ausnahme von Getreide besass es an Lebensbedarf einen gewissen Ueberfluss. Mit dem musste aufgeräumt werden, da die Ausfuhr desselben fehlte. So, und durch die herkömmliche Gastfreundschaft entwickelte sich ein Wollleben, das später durch Erfahrungen in der Fremde sich erhöhte, und nur gröblich verfeinerte. Schon zu Kaiser Maximilians Zeiten mögen die Dinge beim Becher arg sich gegeben haben. Es genügte nicht, selber tüchtig zu trinken, sondern der Andere musste noch dazu gezwungen werden. In's „Gewarten“ oder Bescheidthun wurde ein Ehrenpunct gelegt; wer nicht konnte, wurde ausgelacht, wer nicht wollte, zum Mindesten gehänselt, und knapp daran reihten sich dann die sogenannten Balghändel. Schon 1517 begründete deshalb der Landeshauptmann Sigmund von Dietrichstein eine Temperanzgesellschaft, unter der Aegyde des heil. Christoph. Mit dem einfachen Verboten wäre wenig geholfen gewesen. Ausserdem war das Zutrinken ein privates Recht, und die Regierung noch nicht im Bewusstsein ihrer Aufgabe, auch darein vorsichtshalber zu greifen. Daher wollte er durch's Beispiel wirken. Viel nützte es nicht. Ebenso wenig hatte eine zweite Temperanzgesellschaft Erfolg, die um die Mitte des 16. Jahrhunderts sich aufthat.

Allmählig griff aber die Regierung doch ein. Sie verbot das Zutrinken. Es war durch viele Fälle klar, dass im Zuviel des Weines Streitigkeiten und Duelle, oder, wie sie sagte, Mord und Todschlag fussten. Ergänzt wurde die Untugend noch durch's Spiel, durch Fluchen und Schwören, durch Gotteslästerungen — namentlich in religiös bewegter Zeit so bedenklich — und endlich durch die Anziehungskraft, welche diese Laster, die Prunksucht und Kleiderhoffart eingeschlossen, für die niederen Volksclassen besaßen.

Noch sprechen bis zu Ende des 16. Jahrhunderts die Polizeiordnungen und Mandate nicht von Duellen und Raufhändeln ausdrücklich. Solche müssen wohl vorgekommen sein, doch waren sie kaum epidemisch. Aber schon begann man, in der Weise croatischer oder bosnischer Edelleute, in den Strassen von Graz die Lösung unausgetragener Fragen in Gestalt von kurzen Büchsen und Pistolen zu tragen, vordem etwas ganz Ungewöhnliches. Das ist die Zeit, welche für die Räume des Landhauses selber jene Aufschrift hervorrief, die noch heute neben dem Hauptthore rechts zu lesen: „Jedermann an Leib und Leben bedroht, der sich untersteht, in diesem hochbefreiten Landhaus zu rumoren, die Wehr, Dolch, oder Brotmesser zu zucken, zu balgen und zu schlagen, gleich mit andern Wehren Ungebühr zu üben, oder Maulstreich auszuthailen.“ Darin liegt der Beweis, dass die feindselige Richtung schon anhub, nur das systematische Duell noch nicht. Die ersten Duellmandate stammen von 1606, 1613 und 1624. Um 1600 also kann man annemen, dass den geregelte Zweikampf mit Herausforderungen und Secundanten, die man Patrine nannte oder Gevattern, sich breit machte. Früher zog man über Tisch vom Leder, oder liess den halbgefüllten Becher stehen, und trug die Meinungsverschiedenheit sofort auf der Strasse aus. Die Regierung erklärte, sie könne das nicht mehr ruhig mit ansehen, wie der Eine den Anderen liederlich erwürge oder um's Leben bringe; sie verbietet alle diese Rumor- oder Raufhändel kurzweg — aber ohne Erfolg. Ihre scharfen Worte gingen durchaus in's Leere. Auch ihr drakonisches Verbot von 1624 nützte nichts. Darin setzte sie den Tod auf die Herausforderung, auf die Annahme derselben und auf die Secundirung. Ihr Gesetz, dass Niemand an seiner Ehre verlieren solle, der ein Cartell ausschlage, wog nichts gegenüber dem selbstgeschaffenen des Adels, der unbedingten Nothwendigkeit des Gegentheiles.

Dass ihre Befehle nicht vergriffen, daran trug die Schuld nicht blos der neue Ehrencodex, sondern auch die Ungleichmässigkeit des Verfahrens, und gelegentlich der Widerstreit

zwischen den zwei Behörden, der landesfürstlichen Regierung einer-, und der ständischen Executive anderseits. Denn die Edelleute standen unter der Gerichtsbarkeit des Landeshauptmannes und dessen Beisitzer, und ein Gericht von Verwandten ist kaum oft unabhängig. So schreibt die Regierung (1669) dem Landeshauptmanne, die Ursache der so häufigen Raufhändel und Duelle sei unter Anderem auch die vielfache Lossprechung der Geklagten vor dem — sagen wir — Pairsgerichte; sie gebe zwar zu, dass der Landeshauptmann oder Landesverweser nicht die Schuld hätten, sondern der Umstand, dass die Geklagten Beisitzer mitberufen und bei allen Stimmen würben, und auf diese Weise leicht der Strafe entgingen. Zuweilen fand die Regierung doch aber an wirklichen Lästigkeiten der ständischen Executive ernstern Anlass zu Tadel. So 1709 bei einem Duelle des Grafen Karl Adam von Saurau mit einem Grafen von Mörsperg. Trotz der scharf ablehnenden Antwort des Landeshauptmannes, er habe seinen Justizeid 1667 schon abgelegt, wisse wol, wie ein Process einzuleiten sei und brauche keine Drohungen mit Anrufung des Hofes, klagte aber der Geheimrath 1710 abermals, dass man im Landhause gut gewusst hätte, wie es zwischen Anton Dismas von Saurau und Herrn von Stubenberg stehe, und doch weder privat, noch ämtlich Vorkehrung getroffen und dem Unglücke vorgebeugt.

Es begreift sich, wie die Gesammtheit der Verhältnisse solche Zustände keimen und entwickeln, wie sie dieselben begünstigen und fördern konnten. Ihr gegenüber blieb der Einfluss der Religion machtlos, und zum Kirchenbanne oder zur Verweigerung des ehrlichen Begräbnisses liessen sich die geistlichen Gewalten nicht herbei. Diese Mittel wären auch unklug gewesen, wo selbst die Regierung angesichts der Kriegswirren in Deutschland, und später in Ungarn sowieso, den Adel persönlich so viel wie möglich schonen wollte. Der liess sich nun vollauf gehen, und brachte die Lagermanieren recht breitspurig in's Land.

Wir sehen dabei von Vorkommnissen ab, welche das allgemeine Sittengesetz und die Familienmoral schädigten,

denn die Frivolität unter den Männern griff auch in die Frauenwelt. Ebenso lassen wir Alles beiseite, was an ausartenden Meinungsverschiedenheiten und despectirlichen Handlungen zwischen den Herren im Rathe vor sich ging. Wir haben nur die Gasse im Auge und das Grazer Bois de Boulogne, die sogenannte Kühtratte, eine wiesige Au, die unmittelbar vor dem Eisenthor lag, an beiden Ufern des Grazbaches, ungefähr dort, wo heute die Schönaugasse läuft. Das Sittenbild von Graz durch fast das ganze 17. Jahrhundert und noch ein Stück länger ist kein erfreuliches. Durch Jahrzehente verging nicht Ein Monat, den nicht ein auffälliger Conflict gekennzeichnet hätte: ein Sittenscandal, eine Strassenbalgerei, ein Duell. Und vom Adel zerzte sich die Streitsucht in die Bedientenkreise desselben, die selber ein gesuchtes Object für Reibungen mit den Studenten abgaben, welche gleichmässig wider Diener und Herren standen. Und Herren und Studenten liessen ihren Uebermuth in getheilter Handlung am Arbeiter und Handwerker aus. Unsere Zeit ist nicht im Stande zu begreifen, wie solche Verhältnisse auf die Dauer möglich, wie sie sich mit der hochgradigen Frömmigkeit auf der anderen Seite vertrugen — ein Beleg, wie gewaltig viel an Menschenthorheit nötig, um endlich einen Staat zugrunde-zurichten.

Zu den beliebtesten Specialvergönungen gehörten Angriffe auf Haus und Leib missliebiger Personen, harmlose Hinterhalte mit Schüssen und gelegentliche Kraftmessungen an Studenten, oder Meisterungen vorlauter Diener. So machten (1640) Anton Ruprecht und Wolf Sigmund Freiherr v. Saurau mit Hans Adam Welser und Anton Peverelli auf den Herbergsvater von Studenten Jagd, warfen ihm die Fenster und traten die Thüren ein, und verwundeten schwer den Studenten Conrad, der die Wache holen wollte. Oder ein Freiherr Ernreich Albrecht v. Glojach, der 1642 schon ein zweites Mal seinem Vetter, dem ständischen Verordneten Andreas Freiherrn von Glojach, in's Fenster schoss und ihn mit Beleidigungen herausforderte. Oder Freiherr Georg Günther von Herberstein, der

während aufrechter Marktfreiheit den Hofhandelsmann Domenico Zanini in dessen Laden so mit dem Degen schlug, dass derselbe absprang, und Freiherr Hans Sigmund v. Herberstein, der vor den Laden des Büchsenmachers Andreas Rotwein ritt, den Meister herausrief, beschimpfte, mit dem Degen durch beide Mundbacken stach und ihn getödtet haben würde, aber es sprang ein anderer Bürger herbei, der dann auch drei Wunden abbekam. Eine der berühmtesten Figuren liefert Graf Ernreich v. Saurau in den Acten, der, von seiner Hochzeit in Oesterreich heimkehrend, auf dem Prebichel bei Eisenerz einen armen Kohlenführer, der nicht rasch auswich, kurzweg todschlug, einen bürgerlichen Schuldner zu Lobming in den Kerker warf und dort verenden liess, seinen eigenen Bruder in Padua mit Füssen trat und mit dem Messer so behandelte, dass er krank heimkehrte und auf dem Todbette seine Miss-handlung wissentlich machte. Ein junger Herr v. Grünbach,<sup>1)</sup> Gläubiger Georg Sigmunds Roll auf Rollau, zog (1666) mit seinem Schreiber und fünf Krainer Studenten vor dessen Schloss, tractirte die Dienerschaft mit Degen und Karbatsch, brach die Thüren und zielte mit den Büchsen auf den Schlossherrn. Ein zweites Mal geschah der Ueberfall mit 30 Leuten, und Alles, weil Roll nicht zahlen konnte. Im Jahre 1669 griff Joh. Rudolf Freiherr v. Stadel mit seinem Bruder Gottfried und Dienerschaft den Freiherrn Ferdinand Pirker auf dem Wagen in der Schmiedgasse bei Nacht an, beschimpfte ihn wörtlich und thätlich, und verwundete ihn zuletzt mit dem Degen dreifach am Kopfe. Fast am gleichen Tage rückte Freiherr Joh. B. Maschwaeder, dem der Stadtrichter einen Diener festgesetzt hatte, vor das Rathhaus, und schrie, „wenn sein Diener nit alsobald losgelassen werden sollte, wolle er den Richter und Einige aus dem Rathe niedermachen“. Zwei Monate darauf lässt Freiherr Joh. Ernst von Purgstall durch fünf seiner Diener den Obristlieutenant Joh. Urb. v. Grattenau unter dessen Hausthore fürchterlich prügeln. Dagegen ist es

<sup>1)</sup> Derselbe griff drei Jahre später mit einigen Studenten den Landprofosen Joh. Georg Will thätlich an.

Einem unangenehm, dass (1670) Franz v. Stubenberg mit Musik in der Stadt herumzieht, und er schießt auf ihn. Dieser Eine war der schon oben gedachte Freiherr Joh. Rudolf v. Stadel, den es ärgerte, dass ein Lautenist vor seinem Hause spielend und singend auf und ab ging, und der denselben abfangen, in sein Haus ziehen und hauen liess. Diese Scene erregte Lärm in der Stadt; und in den Haufen vor Stadels Haus in der Schmiedgasse schießt er zweimal und trifft Herrn von Stubenberg in's Knie. Dieser war nur zufällig anwesend<sup>1)</sup>, und auch der Lautenschläger, ein Freiherr Ernst Ulrich von Saveneck, stellte jeden Zusammenhang mit irgendwelcher dritten Person, die ihn beauftragt hätte, Herrn v. Stadel zu ärgern, in Abrede. Im April 1650, bei Gelegenheit einer Musik auf der Gasse, die einige adelige Studenten sich machen lassen, wird ein Diener des Grafen Christian von Saurau, wahrscheinlich angetrunken, zudringlich, abgeschafft wird er unverschämt, und Herr Schrampf führt einen Stoss, von dem er selber sagt, der sei gut gegangen, so dass sich sein Degen gebogen habe. Und eben bei einem solchen Tumulte beim Spiele wird 1671 derselbe Herr Schrampf erschossen. Vier Edelleute, der Genannte, dann die Herren Ruess, v. Jabornegg und v. Gaisruck wollten eine Hochzeitsmusik aus ihrer Verpflichtung für ein bürgerliches Par lösen, sollen sich aber getröstet haben, als man sie ihnen abschlug. Den Gästen stieg aber das unbillige Verlangen zu Gemüte: es wird geschimpft und fällt ein Schuss, wie oben bei Hochzeiten gewöhnlich, aber im Augenblicke zur Unzeit; die Edelleute eilen herbei, und nun ergeht das Geschrei: „Die Edelleute todschlagen!“ Schrampf und v. Gaisruck verfolgen den flüchtigen Schreier, und noch ein Schuss, und Ersterer fällt und

<sup>1)</sup> Er galt aber als Einer der ärgsten Schläger. Herr v. Stadel liebte die Schusswaffe, denn 1678 schoss er wieder vom Fenster auf zwei Studenten, die, angeblich harmlos, an seinem Hause vorübergingen. Im Jahre 1686 erfuhr man, dass er einen seiner Bedienten schon seit Langem in Eisen und Banden halte, „dass ihnen schon das Fleisch von den Fuessen falle“.

ist bald darauf eine Leiche. — Auch der Ernst einer sterbereichen Zeit konnte die Herren nicht abschrecken. Allerdings sollen eben die ärgsten Pestmonate immer auch die der frenetischsten Lustigkeit und tollsten Streiche in den Städten gewesen sein. Der Pest wegen zog die Regierung 1680 nach Bruck und vieler Adel ihm nach. Dort schlugen sich plötzlich auf offenem Platze Graf Georg Adam von Lengheim und Georg Ferdinand Freiherr Falbenhaupt, und vor dem Wacht-hause vor dem Leobner Thore gerieten wieder Graf Johann Ernst v. Purgstall<sup>1)</sup> und Franz v. Stubenberg aneinander angesichts der Bürgerwache und der Dienerschaft mehrerer Herren. Drei Jahre später gab es einen furchtbaren Tumult zwischen einigen der Grafen v. Saurau einer- und der Studentenschaft anderseits zu Graz, und fast zur selben Zeit einen Rumor wegen der Spielleute zu Hohenmauten. Am Faschingdienstag wurde in des Richters Hause musicirt; die Edelleute Herr Karl Freiherr Kulmer, Herr v. Gleinitz und Herr Michel Fliegel verlangten die Spielleute für sich, stiessen die Fenster mit den Degen ein, wollten auch mit Pistolen in's Haus schießen, aber diese versagten; die Bürger mit dem Richter voran drangen heraus, und es erhob sich ein erbitterter Faust- und Waffenkampf. Die Edelleute waren schon am Rückzuge, als der Pfarrer mit einer Hellebarde in's Gemenge und auf ihre Seite trat, was die Balgerei neu belebte. Von einem „hitzen, auch ehrenrührige Wörter Ausgiessen“ zwischen Franz v. Stubenberg und Graf Hans Adam v. Saurau berichtet eine Act von 1684, und ein anderer von 1685 von einem „Aufstoss im Rausch“, der sich beim Mittagessen bei dem Grafen v. Purgstall zwischen den Grafen Leopold Karl Sauer und Ludwig von Thurn ereignete. Ein Jahr darauf kamen in der Wohnung der Fürstin Auersperg in Gegenwart des hohen Adels Hans Georg Graf von Saurau und Freiherr Christian Nikolaus von Prank so weit, dass sie „wirklich mit

<sup>1)</sup> 1684 wird derselbe wegen eines „höchst schädlich beschehenen Affronts“ an dem Lieutenant Johann Franz Albrecht Hanuchna des landschaftlichen Regimentes zur Satisfaction gezwungen.

entblösstem Gewehr übereinander“ herfielen. Ein Heinrich v. Pichel schlägt seinen Diener in der Kapuzinerkirche zu Leibnitz blutig, und 1687 bereitet vor der Franziskanerkirche zu Graz Johann Franz von Rettenfeld dem Freiherrn Johann Felix v. Reising ein „Rencontre“. Er passt ihm auf, und als dieser aus der Kirche tritt, fragt er: „Herr Baron, wer hat scaliert, „ich oder er?“ / Zugleich werden die Degen gezogen und ein Zweikampf beginnt, den aber in unsanfter Weise der zufällig vorbeigehende landschaftliche Trompeter Pleyberger damit endet, dass er die Herren mit seinem Säbel verjagt. Den „Missverständnis“ des Schlosswachtmeisters Peter Zyr mit seinem Schwager Johann v. Falkenberg gelang es beizulegen, und wol auch zur selben Zeit (1687) den drohenden „Handel“, wie man solche Conflictte nannte, zwischen Graf Hans Georg von Saurau und dem Landessecretär Johann Adam von Monzelo. Der Eine schrieb dem Anderen, er werde trachten, „auf öffentlichen Gassen zwischen ihme und Herrn von Monzelo einen Unterschied durch eine dritte Person zu machen.“ Das wurde als Drohung aufgefasst, und dem Grafen bei Friedensstörung 1000 Ducaten Strafe dictirt. Eine ganz gewöhnliche Drohung, die allerdings die Cassen der Stände kaum je gefüllt haben dürfte. Auch die Freijung des Landhauses wird missachtet. Der schon mehrfach erwänte Johann Rudolf Freiherr v. Stadel beginnt auf dem Gange daselbst mit dem Landessecretär Martin Georg Maister ein „solches Schmälen und Expostulieren“, dass die Privilegirung hohverletzt erscheint. Man droht aber dem Stänker bloß mit Strafe bei Wiederholung des Scalierens. Der Goldschmied Schwaiger wird 1690 vom Grafen Johann Max von Kühnburg auf offenem Platze angeschossen; im nächsten Jahre geraten die Grafen Max von Lengheim und Hans Georg von Schrattenbach im Hause des Grafen Vetter in „so gestaltene Rauf- und Balgenhändel, dass sie nit allein mit Händen auf einander schlugen, sondern auch die Gewehr, als nämlich die Degen entblössten.“ Die Freiherrn Max Ernst und Wolf Walther von Walthersweyl treiben 1692 „blutige Schädungen in dem sogenannten Hasen-

haus, auf der Gasse und sogar im hochbefreiten Landhaus.“ Im Hause des Grafen Max Christoph von Kühnburg ist Spiel; eine grosse Anzahl Herren und Damen der besten Namen anwesend; Graf Max Sigmund von Trautmannsdorf verliert ununterbrochen, endlich lässt er einen „bei dem Spielen niemahl erhörten Fluch“ los, „zu Jedermaniglich anwesend gewestens billichem höchsten Schrecken, indeme er den bösen Geist angerufen, sich, sofern er nochmal spielen würde, hinweg zu holen, und sofern dieser zu kommen sich weigerte, dass Jener, der ihm zu befehlen hätte, es ihm befehlen sollte, und wenn der auch es nicht vermöchte, so sei er selber ein . . .“ Diesen Fall nam der Hof besonders scharf, denn er sah darin offene Beleidigung der Religion. Im selben Jahre 1693 schießt Max Josef Freiherr von Gloyach den Dr. Georg Sigmund von Brandenburg mit Schrotten an, 1700 geraten die Grafen Karl Friedrich von Herberstein und Karl Ludwig von Dietrichstein im Landhaus in thätlichen Streit, 1705 begeht Graf Sigmund Leopold von Trautmannsdorf ein Attentat auf den Kriegssecretär Schedel, bei einer Gebäudecommission kommen der Freiherr Christoph v. Paniquar und der Hofkammerrath Kreuzer 1707 zur Balgerei, und „in auditorio vor gehaltener Comedi“ die Herren Canduzi und Prunner.

Nichts brachte aber Stadt und Land mehr auf, als das Leopold von Stubenberg 1708 von Graf Anton von Saurau aufgedrungene, gegen alle Form durchgeführte Duell. Es war mehr ein Mord, und wurde auch so betrachtet. Die Ursache des Zornes des Letzteren stammte aus einem Processe. Der Erstere hatte denselben verloren, und Letzterer machte sich darüber lustig. Dabei fallen auch Bemerkungen über das Familienalter, und Herr von Stubenberg benützt ein Zusammentreffen in Gesellschaft, um dem Grafen von Saurau solche Worte zu sagen, die allerdings ein regelrechtes Duell begründeten. Aber der Graf lässt sich ein Par Tage Zeit, will immer Erklärungen, die der Andere verweigert, und endlich hat die Gährung in Jenem den Grad erreicht, dass er diesen in der Bürgergasse im Wagen anhält und sofort zum Duelle

zwingt. Nach kurzem Kampfe war Herr von Stubenberg eine Leiche.

Aus diesem Jahre datiren aber noch vier andere Fälle. Die strenge Untersuchung gegen den Grafen von Saurau hatte also nichts gefruchtet. Graf Rudolf von Thurn erschlägt mit Einem Streiche seinen Beschliesser, die Grafen Steinpeiss und L. von Schrattenbach „scalieren“, Graf Johann Josef v. Lengheim, dem der Stadtcommandant Freiherr von Waidmannsdorf die nächtlichen Excesse verbieten will, geht auf diesen und die ganze Murthorwache los, und in Pettau besetzt Graf Georg Rudolf von Thurn mit 8 Dienern das Stadtravelin und das Wachthaus daselbst, und lässt von zweien derselben den Thorsteher furchtbar mit Flintenkolben bearbeiten, nachdem er selber zuvor an ihm den Anfang gemacht hatte. Ein Graf von Gaisruck zieht mit dem Kammerdiener eines Grafen Reissig in eine Soldatenkneipe auf dem Münzgraben, sucht und findet Händel, kommt jedoch übel dabei weg. Und im selben Jahre 1712 hat der schon gedachte Graf Anton von Saurau bei einem Male im Hause des Grafen von Goldstein „einer angefangenen Gesundheit“ wegen einen neuen Conflict mit Graf Rudolf von Thurn.

Von da an tritt merkbare Abname in derlei Aeusserungen „der Spannkraft des Muthes in der Brust“ ein. Sie nemen ab, aber sie hören nicht auf. Und die Ursachen dieses Verlaufs sind noch schwerer im Kurzen zu geben, als jene der Entwicklung.

Es ist nun ziemlich sicher, dass mit obigen Beispielen keineswegs die Gesamtsumme derartiger Vorkommnisse beigebracht wurde. Im Gegentheile lässt sich annemen, die adelige Landesfamilie habe weit mehr dergleichen geleistet. Vieles kam gar nicht in die Acten; von den Scenen vor 1640 fehlen die Einzelbelege, aber die allgemeinen Verbote sind ebenfalls beredte Zeugen. Und endlich ist zuvörderst nur Graz als Schauplatz hingestellt, von dem übrigen Lande jedoch wenig die Rede. Und um das Sittenbild wenigstens flüchtig zu ergänzen, so reihe man an jene trinkende und jähzornige

und streitsüchtige Adelswelt noch die der Studenten. Diese, zu grossem Theile aus Adeligen bestehend, lernten bald ihre erwachsenen Verwandten nachzuahmen. Und was das Beispiel nicht that, fand die Jugend begreiflich von selber. Dazu fehlten damals an der Universität durchaus nicht die offenen Zwiste zwischen den Nationalitäten. Endlich füge man in's gemeinsame Treiben eine zahlreiche Dienerschaft, die theils ihrer Herrschaft wegen, theils so wie so ihren Spass haben wollte. Man kann sich vorstellen, welch geringen Erfolg der Appell der Regierung von 1683 an den Adel haben musste, seine Domestiken im Zaume zu halten. Das Sprichwort „Wie der Herr, so der Diener“, könnte in jenen Tagen entstanden sein.

Ob sich gegen das Adelswesen in dieser Form ausser gerichtlichen Tadel auch Stimmen aus der Gesamtheit erhoben? Gewiss, aber nicht im Drucke, so viel bekannt, höchstens in Liedern und Pamphleten. Diese glitten jedoch ab. Auch hundert J. später ergeht sich der Volkswitz noch im geschriebenen Spotte, und die Druckerei hütete sich. Was übrigens die Gemüter besonders erbitterte, war, dass der Adel nicht mehr wie früher in's Feld wollte. Nicht dass es ihm an Mut gefehlt hätte; die Umstände zeigten eben das Gegentheile, aber das alte ständische Kriegswesen wurde durch die stehende Armee ersetzt, und da zogen der Dienst in den neuen Regimentern und die Disciplin ihn nicht mehr an. Auch in den zeitweise aufgestellten landschaftl. Regimentern war nicht mehr das Leben und Vergnügen wie vordem, daher mit Ausnahme der Commandanten die Officiere meist Nichtsteirer und aus der kais. Armee. So blieb man gern daheim. Das tadelt denn auch ein fliegendes Blatt um 1680: „Meine Herren“, schreibt es, und „greift doch dem Landt mit grossmüthigen Gedanken unter den Arm, oder es ist unser allerletzter und gewisserer Untergang. Was ist dann zu thun? Verbietet doch die Gesellschaften, zwinget mit Ernst den jungen Adel in's Feld, damit sie das Geld für das Vaterland anwenden, was sie hier so liederlich verthun. Lasset aufsitzen den Grafen Leslie, Grafen Rosenberg; Grafen Saurau, Philipp

und Karl Dietrichstein, Ernst und Friedrich Herberstein, Wildenstein, Wurmbrand (kann er doch 100 Ducaten auf Ein Spiel setzen), Löwenberg, Steinbeiss, alle drei Lengheim, Zehetner, alle Commissarios, Karl Stubenberg, alle Schrottenbach, Jöchlinger, Haideck, Paniquar, Morell, Inzaghi, alle drei Kellersberg, Heinrichsberg, Webersberg, alle jungen Beisitzer, halben Theil der Landschaftsbeamten, nur den Glades nicht, der fräss' in Einem Tag, was zehn kaum verzehrten. Wenn unsere Herren gemäss leben wollten, wie viel würden sie Leute ins Feld stellen und aus ihren Mitteln erhalten können! Exequirt mit Ernst, was ich geschrieben, und zieht dem Bauer die Haut nicht ganz ab. Du aber, adeliches Frauenzimmer, animiere, animiere die Herren, sprich ihnen zu, reiss ihnen die Karten aus der Hand, wirf ihnen die Würffel untern Tisch, gib ihnen den Degen in die Hand, und der nicht fort will, den stosset aus eurer Gesellschaft!"

Es begreift sich, dass mit den gewöhnlichen Raufhändeln die formellen Duelle gleichen Schritt hielten, wenn nicht selbe an Häufigkeit übertrafen. — Die Mandate gegen sie wurden stets erneuert, doch ohne merkbare Wirkung. Dem Verbote in der Landgerichtsordnung folgten widerholte in den sogenannten Patenten. Die älteren bis 1624 sind bereits angeführt worden; die späteren sind von 1647, 82, 83, 97, 1703 u. s. w. Alle geberden sich ungemein streng, und die landschaftlichen ergänzen die kaiserlichen. Die Armee begann schon durch die vielen Todesfälle und Untauglichkeiten aus Duellen oder ihnen gleichgestellten „Rencontres“ an Officieren Mangel zu leiden. Und weil die Streitsucht in dem zahlreichen fremden Elemente im Officierscorps bald ein Motiv zu Reibungen fand, so litt auch die Einheit der Armee — ein Umstand, den die Mandate nicht verhehlten. Sie stipulirten den Tod auf ein Duell, und zwar für alle Theilhaber, auch die „Patrine od. Secunden“, gleichgültig ob der Zweikampf im Lande oder auswärts vor sich ging. Den Flüchtigen werde, so hiess es, das Vermögen sequestrirt, aber der Familie der Unterhalt geleistet. Nimmt der Herausgeforderte das Duell an, ohne

dass es zur Ausführung käme, so wäre mit Entfernung vom Hofe, Abforderung des Kammerherrnschlüssels, Internirung in eine Grenzfestung oder mit Gefängnisstrafe vorzugehen.

Man wird lesen, wie wenig derlei Strafdrohungen imponirten. Zwischen 1670 und 75 werden nicht weniger als bei vierzig Duellen in Graz allein ausgefochten oder provocirt. Man nennt sie „rencontre“, wenn sie gehindert werden und es bei dem Anlasse allein bleibt, oder auch „Aufstoss, Missverstand, Ungelegenheit, Stritt, Zwispalt“ u. s. w. Die Ursache ist meist der Trunk und dadurch erleichterte Meinungsverschiedenheit, dann, wie es in so confuser, halbfrommer, halb-liederlicher Gesellschaft nicht anders sein konnte, der Klatsch.

Zwischen Gottfrid von Schrattenbach und Wolf Max von Eibiswald Freiherren wurde 1643 bei einem Male „ein Gsundtrunk mit 3 Classen“ veranstaltet. Dem Letzteren wird zu voll eingeschenkt; er verschüttet und wird deshalb von Ersterem gehänselt. Ein Wort gibt das andere; Schrattenbach reisst Moriz v. Herberstein seinen Banddegen weg, und fast wäre es über Tische losgegangen. Sofort geht man aber auf die Kühtratte. Schrattenbach, der nur einen kurzen Degen trug, nimmt den seines Lakaien, und als er ihm entfällt, nützt Eibiswald das nicht aus. Im zweiten Gang stürzt dieser verwundet hin, Schrattenbach will ihm auf dem Boden einen Gnadenstoss geben, was der Secundant, Baron Maschwander, parirt. Schrattenbach ist aber selber verletzt, tritt wenige Schritte zur Seite und fällt todt um.

Tritt der Landeshauptmann energisch ein, so kann er noch die ärgsten Beschimpfungen abheben. So Graf Karl von Saurau, der 1644 ein Duell zwischen dem Freiherrn Karl von Radmannsdorf und Joh. Christian Galler untersagt, und dem unbändigen Letzteren Hausarrest auferlegt. Der aber heisst den Landeshauptmann „einen Schelm“, und wiederholt „derzu mit Schnalzen der Finger gleichfalls dreimal, was er sich scher um den Landeshauptmann.“ Dergleichen, sagt dieser, liesse sich nicht einmal ein Bauernamtman fallen, und wenn er auch Mittel hätte, „ein solches unzognes, unge-

waschnes, injuriosisches Maul zu stopfen“, verlange er doch für seine Amtsthätigkeit von der Regierung Satisfaction. Ein anderes Mal achtet Erasmus Wilhelm Graf von Saurau den dictirten Hausarrest so wenig, dass er täglich in die Kirche, und abends auch vor das Eisernthor fährt, wo er sich mit Franz von Welz geschlagen, und auch Letzterer gebraucht sich gegen den Landesverwalter „hitziger Anzüg in seinen Schriften.“

Die zwei Schwäger Ferdinand Ernst Freiherr von Herberstein und Georg Christian Graf von Saurau geraten beim Kegelspiel im Ballhause 1650 an einander, fechten ihren Streit auf der Tratte vor dem Eisernthore aus, und auch des Ersteren Bruder Adam Quintin ficht mit! Um zu zeigen, in welch' abstrusen Formen Mitglieder der vornemen Welt solche Dinge austrugen, lassen wir den Zweiten, den Geforderten, noch dazu Landmarschall, berichten: „Am 15. October sein mier (wir) zu Mittagmal beisammen gewesen, und darauf in gutem Verständniss mit einander in das Ballhaus gangen, alda wir uns mit dem Kegelspiel zu erlustigen accordo worden. In währendem Spiel hab ich gemärkt, wie Herrn von Herberstein Page seinem Herrn die Kegel gleich und recht, mir aber schlecht und abhängig aufsetzt, darauf ich den Pagen einen Hundsfott soll gescholten haben, sprechent: „Willst Du aufsetzen, so setz recht auf“, und meinen Lakai rufend, er sollt aufsetzen, wie Einem als dem Andern. Welches der Herr von Herberstein reflectiret, mit Vermelden, dass sein Page kein solcher sei, worauf ich ihme zugesprochen, wenn er gromen (greinen) der klein Ursachen halber und zanken wolle, so sollten wir das Spiel bleiben lassen. Auf sein continuirliches Murren aber hab ich gesagt: „Mein, was ist da mehr, wenn ich den Pagen schon einen solchen gescholten habe? Was wäre es da mehr?“ darauf auch, weil sein des Herrn von Herberstein Barmen (Keifen) kein End hat nemen wollen, gesprochen: „Ja, ich hab ihn einen solchen geheissen.“ Sobald Herr von Herberstein diess Wort von mir gehört, hat er gesagt: „Ei, so sein Deine Leute alle (reverendo) Hundsfött!“, dagegen ich in gäher Hitz erwidert: „So muesst selber einer

sein!“, welches Wort er gegen mir retorquiert und ich widerum gegen ihme in währender Altercation mich verlauten lassen: „Wir wollen die Hundsfött schon, wie es sich gebührt, austragen“, dessen Herr von Herberstein alsbald zufrieden gewest, mich durch seinen Herrn Bruder Quintin fragend, wo es beschehen solle. Darauf ich geantwort, wenn es jetzt sein muss, so ist kein accomodirter Ort, als die Kühtratte, dabei aber per expressum bemerkt, ich fordere ihn nicht, er aber dagegen, es sei schon gut, und ich solle mich nur bald da unten finden lassen. Ueber diess bin ich den geraden Weg der Kühtratten zugeritten. Als ich aber bei dem Stadthor hinaus war, ist Ihrer Excellenz Herrn Grafen von Dietrichstein sein Secretarius reitend zu mir kommen, und mir aus Ihrer Excellenz Befehl im Namen Ihrer kais. Majestät den Arrest angesagt, dem ich gebührend geantwortet, dass ich solcher Auferlegung gehorsam parieren wolle, und gabe derentwegen meine parola von mir, wollte aber nur ein wenig hinausreiten und mich darauf alsbald in mein Haus in Arrest stellen, zum Zeichen dessen, (dass) ich pariere, gänzlich entschlossen, meine zwei Pistolen abgelassen (abgeschossen), wie ich auch in Hinausreiten, damit ich dem Herrn von Herberstein durch meine Gegenwart zu keinem Craquel Anlass geben thäte, mich befragt, ob der Herr von Herberstein hinausgeritten wär, und als mir referiert worden, nein, er sei noch nicht hinaus, bin ich fortgeritten, in Meinung, er werde inmittels die Intimation des Arrestes auch vernomben haben, und sich derselben accomodieren. So hat er aber (dem) intimirten Arrest keineswegs pariert, sonder als ich im Wenden gewest, mich zu Haus in Arrest zu verfügen, ersiech ich ihme daherreiten. Sobalden er mich ersehen, hat er seine Pistolen auf mich gezückt, ich aber dagegen mit der Hand ihme gewuncken. Als er nur zu mir komben, hat er also bald mich insolent angefahren, sprechend. „Scher' Dich her und schlag' Dich mit mir!“ Weillen aber, gleichwol ich ganz erhitzt war, des angesagten Arrests und meiner parola mich doch erinnert, hab ich ihme zuegesprochen: „Herr Bruder, Dein Be-

gehen wollt' ich nicht scheuchen, „aber es ist mir der Arrest angesagt, und habe meine parola darauf geben“, (und da er endlich nicht acquietieren wollte, in der Still zu ihm gesagt: „Herr Bruder, wir wollen uns simulirter vergleichen, und den Austrag auf ein andere Zeit verschieben.“ Diesen Vorschlag (hat) er keineswegs wollen eingehen, sondern nur auf die Action des Schlagens gedrungen, sich auch nit hindern lassen, da ich ime angedeutet, es sei sowohl der Arrest ihm als mir aufgetragen, worüber er ex parte sua die Intimation hat schriftlichen haben wollen. Darauf (hab) ich ihm geantwort, dass solches wegen verzuckter Zeit nit beschehen können, sondern es habe Ihre Excellenz seinen Secretarius geschickt, so solche mündlich vollzogen. Er lasse sich (durch) diese Intimation mit nichten irren, denn der Graf von Dietrichstein sei kein Kaiser, nur zuesprechent, ich sollte mich nur zum Schmeissen schicken, wobei wohl abzunemben, dass sie beide Gebrüder ohne einigen Respect in ein vorsätzliches Duellum conspirirt und solches auf was immerlei Weise zu prosequieren getrachtet, so gar dass Herr Quintin als seines Bruders Patrinn allein obberürten Secretari, vermeinend ich wäre es, attackiren und über den Haufen (hat) schiessen wollen. Weilen denn nun Herr Ferdinand Ernst von Herberstein von mir nicht aussetzen wollen, fragte ich ihm, ob er mich provociren thue, und als er geantwort: „Fort, scher' Dich her, schlag' Dich mit mir“, während dieses er seine gespannte Pistole gegen mir mit grösster Furi (gezuckt) und dergestalt heftig auf mich gedrungen, dass ich forcirter Weis zu Erhaltung meiner Ehr und Lebenserrettung nichts weniger thun können, als zu ihm sprechen: „Weillen Du mich forderst, und so unentbehrlich attackirest, so will ich mich als Geforderter, der electionem armorum hat, mit Dir zu Fuss schlagen“, darauf ich mich von dem Pferd herabbegeben, welches zu Fuss Schlagen er Herr Ferdinand Ernst nit zulassen wollen, sondern mit der Pistole in der Hand auf mich abermal zugesprengt, sagend, ich solle mich zu Pferd mit ihm schlagen. Worauf ich zu einer meiner zuvor abgelassenen Pistolen gesprungen, selbige

wider meinen Gegentheil zuckt, in Meinung ihm dadurch soviel abzuschrecken, oder so lang zu verhindern, bis ich meine Pistole möchte spannen und fertig machen, gegen ihm Herrn Ferdinand Ernst gewendet und gesagt: „Ich kann Dich zu Fuss sowol, als Du mich zu Pferd büchsnen.“ Indem sprengt sein Bruder, Herr Quintin, unversehens auf mich zu, setzt mir die Pistole gleichsam an meinen Kopf, sprechend: „Du Hund, willst Du meinen Bruder zu Fuss todtschiessen?“, darauf ich gesagt: „Holla, Ihr Herren, ich halt dieselben für rechtschaffene Cavalier, sie werden mich nicht übereilen. Ich bin nicht der Meinung gewesen, mich zu schlagen, wann ich es aber gewusst, hätte ich mich auch um einen Secunden umgesehen. Da es aber doch sein muss, will ich mich zu Fuss schlagen.“ Welches Anerbieten nit verfangen wollen, sondern er, Herr Quintin, vermeldet, sie wären Soldaten zu Pferd gewesen, ich sollte mich zu Pferd schlagen. Bei diesem Fordern und starcken in mich Setzen hab ich mich keines andern resolviren können, als eine Pistole in Eil zu spannen, auf mein Pferd zu sitzen, die eine Pistole aber gespannt gelassen, da er, Herr Quintin, nit erwart, dass ich selbe Pistole zu Handen hätte gebracht, sondern auf mich so hitzig gesetzt, dass ich mich mit einer Pistole allein zur Defension schicken müssen. Sein also auf einander gangen, dergestalt, dass der eine Bruder allzeit mir allerseits auf dem Hals gewest und mich gegen zwei Gegentheil und also gegen vier Pistolen mit einer allein hab wehren müssen. Nachdem ich mich schon verschossen, auch Herr Quintin eine seinen Pistolen versagt, wird mir die andere Pistole durch meiner Diener Einen gereicht, worauf wir abermal gegen einander losgangen und Beide einander verfehlt, worüber wir von den Pferden abgestanden, und ich mich beklagt, dass ich dergleichen Assaltirung ihnen als Cavagliern nicht hätte zugetraut, sonst hätte ich mich gewiss um einen guten Secunden umgesehen, welcher sie Beide von Herberstein nicht das Mindeste fürchtete. Darauf (hat) Herr Quintin mir ein mentita geben, als ob seinesgleichen nicht zu finden wäre, dagegen

alsbald ich ihme in's Gesicht geschlagen, worüber wir einander in die Haare geraten. In wählender Luctation und Umwälzung auf dem Boden lauft Herr Ferdinand Ernst mit einer Pistole auf mich zu (wol zu mercken, dass seine Pistolen, wie ich von einem namhaften Cavagliere ganz glaubwürdig erfahren, mit Drahtkugeln geladen gewest), willens mir meinen Rest zu geben, mit diesen Worten: „Du Hundsfott, an jetzo sollst Du bleiben und sterben!“ welches meines Herrn Bruder sein Secretär und Lakai gehört und gesehen, hat besagter Lakai die auf meinen Leib hart angelegte Pistolen ihme weggeschlagen, worauf, weil er, Herr Ferdinand Ernst, weder mit unterschiedlichen Injuri- oder Calumnien, weder mit Pistolen nichts schaffen konnte, zum Degen griffen und obbenannten Lakai assaltiret, der hinwider mit seinem Degen viel zu hurtig, endlich ihme musste weichen, also dass er Herr Ferdinand Ernst sich zu Pferd begeben, erstlichen den Secretäri, weil er meine hinterrückliche Ermordung verhindert, mit der Pistole verfolgt, zuletzt den Lakai erreicht, und ihn oberhalb des Knies durch die Hose geschossen. Nachdem wir Beide uns ausgelassen, und Herr Quintin und ich zum Degen griffen, geschieht mittels einer avancirten parada, dass er, Herr Quintin, seinen Degen fallen hat lassen und die Flucht hat nemen müssen. Obwohl ich selbigen nachfolgend erreicht und sofort hätte spiessen können, hab ich doch meinen Degen von mir geworfen und gesagt: „Herr Bruder, ich begeh Dir, der Du wehrlos bist, unterrücks nichts zu thun.“ Weillen und indeme ich meinen Degen freiwillig von mir und hinten wirf, hat Herr Ferdinand Ernst mit dem Spitz seines Degens mich abermals hinten angestanden, willens, wie es eine Menge der Umstehenden gesehen, mich zu spiessen, wie er's denn auch zweifelsohne vollbracht, zum Fall ich mich nit gewendet und ihme also davon abgetrieben hätte.“

So der Landmarschall. Auch Adam Quintin von Herberstein erzählt die Vorgänge, aber anders.

Er sei vom Ballhause fort, als ein Page ihm nachkam, mit der Meldung, sein Bruder Ferdinand Ernst und

der Graf hätten Händel. Er geht zurück, begegnet Ersteren, der ihn unter das (innere s. Paulus-) Stadthor zieht und frägt: „Was heisst das: A depêche compagnon?“ Es heisse, dass auch die Secundanten mitschlagen. Ferdinand Ernst bittet ihn, das weitere mit Saurau auszumachen. Quintin geht zu ihm, und der sagt, er sei kein solcher Narr, ihm Ort und Stunde anzugeben; das sehe aus, als wolle er ein Duell einleiten; übrigens reite er jetzt auf die Tratte spazieren. Die Brüder reiten auch hinaus; der Graf schreit: „Scher' Dich zu Fuss!“ der Andere: „Scher' Dich zu Pferd!“ und so stritten sie lange, bis Quintin sich eingemischt hätte und gesagt: „Wollt Ihr schlagen, so schlagt, wie es sich kehrt (gehört), denn wer den Anderen massacriren will, auf den gebe ich selber Feuer,“ Saurau hätte ihm viele Mühe gemacht und endlich geschrien: „Mein, geh weg, Du bist nur ein Schreier oder Prahler.“ Nun hätte Quintin ihm den gewöhnlichen zungenläufigen Schimpfnamen gegeben, der Graf sei zu Pferde gestiegen, 12—15 Schritte zurückgeritten und habe auf ihn geschossen; er aber hätte ihm endlich „die gropa“ abgewonnen, die Pistole angesetzt, jedoch mit den Worten: „Ich will Dir lieber lebendig nutzen, als Dich todt betrauern“, in die Luft geschossen. So wechseln gemeine Scheltworte mit vornemer Schonung, Alle drei steigen von den Pferden, und der Graf und Ferdinand Ernst geraten wieder an einander. Saurau ruft: „Quintin, Du bist ein ehrlicher Kerl, aber Deinen Bruder werde ich finden und einen Secundanten dazu, der soll braver sein, als Ihr Beide.“ Fragt Quintin: „Redest Du in genere oder in specie?“ Darauf Saurau nur das Gesagte wiederholt. Jetzt heisst ihn Quintin einen Lügner, erhält dafür eine Maulschelle und giebt sie zurück. Nun kömmt der Degen an die Reihe; die Klinge Quintins bricht, er flieht, Saurau ihm nach, und ehe dieser ihn erreicht, wirft derselbe den Degen weg und ruft: „Bruder, bist ein braver Kerl, hab weiter wider Dich nichts; Du Ferdinand aber, Dein Freund bin ich nicht“; von der Balgerei auf dem Boden schämt sich Quintin zu sprechen.

Inzwischen war Georg Christian Graf von Saurau doch Statthalter geworden. Da gab es 1668 bei dem Grafen Hans Jakob Khisl grosse Gesellschaft, an der Graf Joh. Karl von Saurau und Freih. Albr. v. Radmannsdorf theilnamen. Die beiden Saurau gehen um 12 allein fort; Johann Karl sendet einen Lakai in den Sal, er wolle mit Khisl allein sprechen. Da will Radmannsdorf auch mit, und obwol von Khisl abgeredet, drängt er sich zur Besprechung, Alle zu Pferde. Zwischen Saurau und dem Aufdringling fallen die Worte immer pikirter, die Degen zucken, Khisl schlägt Radmannsdorf den seinen aus der Hand, fasst Saurau am Gelenke und bekommt dabei drei Stiche in die Hand. Er versöhnt die Gegner und die küssen sich. Schon wollen sie wieder zu Pferde, als Saurau ein italienisches Wort ausspricht, das der Andere erklärt haben will. Aber die Erklärung ist gewunden. Nun tritt der förmliche Zweikampf ein, den auch Khisl nicht beschwichtigen kann. Radmannsdorf wird mit einem Stiche in die Brust in des Gegners Behausung getragen, wo er in einer halben Stunde eine Leiche ist. Die ständische Untersuchung spricht den Sieger von Criminalstrafen los, legt aber den Fall dem Kaiser vor. Es ergeht eine Pön von 1000 Ducaten, die man schliesslich auch nachsieht. Und dafür jene ernsten Drohungen in den Mandaten und die Forderung, dass man selbe respectiren solle!

So weit bis 1675. Von da ab bis zur Wende des Jahrhunderts sind weitere 40 Fälle von gehinderten oder ausgefochtenen Duellen in der Grazer Adelswelt bekannt. Der gesammte Adel zu Graz gibt Theilnehmer dazu; blos einige Familien schliessen sich der Unsitte durchaus nicht an, von anderen blos jene Ausnamen, deren zuweilen jede besitzt. Die Signatur der Zeit wechselt nicht innerhalb fünfzig Jahren, aber gesittetere Tage der Zukunft senden bereits Proben voraus. Von 1700 ab werden die Conflictte seltener, oder besser, ihre Ausartungen treten nicht mehr wie früher zu Tage. Das standhafte Geschlecht ist alt geworden und beim jungen hat entweder die Jesuitenerziehung, oder der Hofton, oder auch

der Wegfall jener äusseren Umstände, welche Steiermark immer kriegsbereit erscheinen liessen, gefruchtet. Indessen fehlt es nicht am Widerscheine verflussener Unsitten.

So ist 1709 beim Grafen Sauer ein Diner. Die Grafen Karl Adam v. Saurau und v. Mörsberg scherzen und necken sich; über kurz weiss Ersterer nicht mehr, wie ihm geschieht, denn sein guter Freund war ihm „schon an die Paruquen gefahren, als ob er ihm in's Gesicht stossen wollte, welches er billich resentiren müssen“, doch wisse er nicht, wann er's vor Gott sagen sollte, ob er oder der Andere den Degen zuerst gezogen. Mörsberg wurde schwer verwundet.

Der Hofkammerrath Baron von Rechberg hat 1713 mit einem Grafen von Herberstein ein Duell, und dieser fällt. Ersterer flieht zu den Kapuzinern in's Asyl und findet dort Immunität. Es tritt ein Fall auf, der nur Einmal bei derlei Klopffechtereien früher sich ereignet hatte: bei dem Tode Leopolds von Stubenberg 1708, wo sein Gegner in's Kloster s. Paul geflüchtet war. Damals entstand fast ein Conflict zwischen der Regierung und dem Metropolitan von Salzburg. Jene wollte den Strafmässigen haben, dieser das Asylrecht gewart wissen. Der Erzbischof excommunicirte die fungirenden Beamten, und der Kaiser drohte mit Temporalien Sperre. Diessmal ging es nicht ohne Schwierigkeiten, aber doch ohne weite Kreise zu ziehen, ab. Die Regierung lässt das Kapuzinerkloster umstellen, und nach mehreren Tagen meldet sich der Regierungssecretär Wierth mit dem Stadthauptmanne. Der Guardian gestattet blos Jenem den Eintritt, lässt in der Kirche alle Oeffnungen schliessen, alle Lichter anzünden und das Allerheiligste ausstellen. Der Stadthauptmann sollte dadurch vom Eindringen durch die Kirche abgeschreckt werden. Der Regierungssecretär gibt den Auslieferungsbefehl ab, und da demselben nicht entsprochen wird, will er sich entfernen. Nun theilt man ihm mit, dass er durch das Eingangsthor nicht könne, denn der Erzpriester besitze jetzt die Schlüssel, und der werde wissen, was das Asylrecht zu bedeuten habe, aber durch die Kirche könne er gehen. Der hohe Beamte findet es als der

Regierung abträglich, einen anderen Weg zum Ausgang nehmen zu sollen, als er zum Eingange hatte, und bleibt — und bleibt drei Wochen. Die Regierung weiss sich keinen Rath. Endlich wird des Secretärs Frau krank, und er entfernt sich doch durch die Kirche. Die Regierung will einen Commissär schicken, aber den nimmt der Guardian nicht an. Der Secretär sei bloß als guter Freund dagewesen. Endlich wuchs Gras über den Mordfall, und die Verhandlung verlief im Sande.

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts tritt kein vornehmer Name mehr derart in die Schranken. Nicht nur der urwüchsige Fond in den Menschen und die begünstigenden Verhältnisse erschöpften sich, auch die Regierung wuchs an Macht und die Bildung mit dem Interesse an Literatur — freilich zuvörderst fremder — breitete sich wolthuend aus. Welche Wunden indess jener Zeitraum wüsten Lebens den Familien geschlagen, in persönlichen Verlusten und Vermögenseinbusse, ist zwar schwer nachzuweisen, doch aber eine begreifliche Folge und sichere Thatsache.